

Zeitschrift:	Regio Basiliensis : Basler Zeitschrift für Geographie
Herausgeber:	Geographisch-Ethnologische Gesellschaft Basel ; Geographisches Institut der Universität Basel
Band:	36 (1995)
Heft:	1
 Artikel:	Pfaffenweiler : eine Weinbaugemeinde in Südbaden
Autor:	Bell, Ingrid Nina / Rolshoven, Johanna / Winkler, Justin
Kapitel:	Feldforschung und Interaktion : ein kritischer Erfahrungsbericht
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-1088522

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Feldforschung und Interaktion: ein kritischer Erfahrungsbericht

Sabine Eggmann

Lange vor dem Aufbruch ins 'Feld' stand mir die zu erwartende Forschungssituation einschliesslich all ihrer Schwierigkeiten vor Augen und lastete entsprechend auf der Seele. Die Feldforschung galt als 'das' problematische Forschungserlebnis, vor allem auf der psychologischen Interaktionsebene zwischen ForscherIn und Erforschten; Feldforschung als Methode, in welcher "die eigene Person in ihren menschlichen Bezügen" zum "wichtigsten Forschungsinstrument" wird¹².

Und dann, wie oft beschworen und vorausgesagt, kommt alles ganz anders. Die Erfahrungen, gesammelt während der Zeit im Feld mit Gasteltern, Interviewten, KommilitonInnen, der Arbeit im Weinberg und letztendlich auch mit sich selbst, und die inhaltliche Bearbeitung des wissenschaftlichen Themas klafften weit auseinander. Sie schienen in keinem auffindbaren, direkten Zusammenhang zueinander zu stehen.

Versteht man Wissenschaft als eine "Form der Erfahrungsordnung"¹³, dann besteht eine ihrer Aufgaben in der Nutzbarmachung und Analyse dieser Erfahrungen und Emotionen. Dementsprechend werde ich in diesem Rahmen versuchen, die einzelnen Aspekte der verschiedenen Erlebnisse auseinanderzuklauben und so womöglichen Zusammenhängen auf die Spur zu kommen.

Zur Methodik des Forschens im Feld wird oft geraten, nach den Interviews Gesprächsberichte wie etwa einen Brief an einen guten Freund, eine gute Freundin zu schreiben. Diese Form des Erlebnisberichts lässt nicht unbedingt bewusst wahrgenommene Stimmungen und Dinge, die nur zwischen den Zeilen zu lesen sind, zu Tage treten¹⁴. Diesem Rat folgend soll dieses Kapitel über Feldforschung in Form eines Erfahrungsberichts helfen, der Komplexität von Emotionen, Verhaltensweisen und sachlicher Materialsammlung nachzuspüren.

Themenwahl zwischen Engagement und Distanznahme

Ein erster, unbewusster Ausdruck der eigenen Vorstellung von Feldforschung liegt in der Themenwahl. Während des Forschungsaufenthaltes gleichzeitig mit einer Gastfamilie zusammenzuleben, während man seiner Themenbearbeitung nachgeht, stellte ein hohes Mass an Involviertsein in Aussicht. Die eigene Person wird zum wesentlichen Teil des Forschungsprozesses und ist dadurch ständig ein Aspekt der Reflexion. Durch das direkte Einbezogensein im gemeinsamen Alltag sind persönliche Konfrontation und Subjektivität per se vorgegeben.

Die "teilnehmende Beobachtung als Interaktionsprozess"¹⁵ macht die Forscherin nicht nur zur Beobachterin, sondern gleichzeitig auch zur Beobachteten. Die Unsicherheit vor dieser nicht voraussagbaren Kombination verschiedener Persönlichkeiten und den sich hieraus entsprechend ergebenden Verhaltensweisen macht, mit Rolf Lindner gesprochen, "die Angst des Forschers [der Forscherin] vor dem Feld" aus¹⁶. Um dieser Angst zu begegnen, folgt der Versuch einer zumindest partiellen Distanzierung, die beispielsweise an der Wahl des Themas ablesbar ist.

Durch den Schritt aus der Gastfamilie hinaus in die Öffentlichkeit der Gemeinde kann der Alltag, im Sinne des alltäglichen Zusammenlebens, abgetrennt werden von den Interviewsituationen und den dabei auftretenden möglichen Interaktionsproblemen.

Ein weiteres Mittel zur Distanzierung beziehungsweise zur Disziplinierung der Angst ist die Wahl der Forschungsmethode, denn “die methodischen Regeln, die er [der Feldforscher, bzw. sie, die Feldforscherin] aufstellt, sind zugleich Interaktionsregeln”¹⁷. Die Herangehensweise, das Gespräch mitzuschreiben oder gleichzeitig Notizen zu machen, gibt diesem eine relativ stark strukturierte Form. Die Interviewsituation und die dabei mitgedachte Vermittlung von vorwiegend sachlichen Informationen bleibt stärker präsent als bei einem lockeren Gespräch mit Kaffee und Kuchen. Das Festhalten am Mitschreiben bedeutet eine Distanznahme von der persönlichen, emotionalen Ebene.

Die Hemmung der Befragten vor dem Tonband kann durchaus aufgefasst werden als Antizipation der Unsicherheit der Forscherin, die befürchtet, in einer unvermittelten Gesprächssituation nicht mehr Befragerin, sondern persönlich involvierte Gesprächspartnerin zu sein, und dadurch von der sie schützenden Distanz zu verlieren. Ausdruck einer durch die Methode produzierten Distanz ist es beispielsweise, wenn transkribierte Interviewtexte, gerade in ihrer von der Wissenschaftssprache abweichenden Mündlichkeit, dazu verleiten, als eingestreute Zitate zur Verdeutlichung wissenschaftlicher Thesen herangezogen zu werden. Dadurch wird eine Art von Schärfe und Prägnanz konstruiert, die im ursprünglichen Kontext betrachtet so nicht formuliert wurde.

Einen weiteren Aspekt dieses methodischen Problems der Verwendung von wörtlichen Interviewzitaten haben Beatrice Tobler und Sibylle Obrecht im Zusammenhang mit ihrer dreiwöchigen Feldforschung in Basel 1992 herausgearbeitet. Sie schreiben: “Die (sicher notwendige) Verwendung von Zitaten ist immer eine Gratwanderung zwischen einer Reduzierung, so Lutz Niethammer, auf ’aparte Ausschnitte, in denen mit den Beiträgen des Interviewers die letzten Hinweise auf die Entstehungsbedingungen des Textes eliminiert sind’ und die eine ’volkstümliche Scheinoriginalität’¹⁸ vortäuschen und einer für die Leser verwirrenden und ermüdenden Konfrontation mit langatmigen Textausschnitten.”¹⁹

Die Frage nach der Interviewmethode ist aber nicht allein eine Frage von Nähe und Distanz, sondern – eng hieran geknüpft – auch eine des Erkenntnisinteresses. Eine Arbeit, die sich vorwiegend mit Befindlichkeiten und Einstellungen der Befragten auseinandersetzt, setzt andere Gewichte als eine, die sich mit der Beschreibung von Phänomenen und deren äusseren Bedingungen befasst. Dementsprechend bietet sich die eine methodische Herangehensweise eher an als eine andere.

Zur Forschungssituation in Pfaffenweiler

Vor dem Hintergrund dieser Überlegungen stellt sich die Frage nach dem Sinn oder den Vorteilen und Möglichkeiten eines direkten Aufenthalts in einer Gastfamilie vor Ort. Als ein positives Moment der Kontaktaufnahme und Verständigung auf beiden Seiten erwies sich in der Feldforschung in Pfaffenweiler die gemeinsame Arbeit, hier die Lese im Weinberg. Für die ForscherInnen bot sich die Möglichkeit,

von der eigenen sozialen Ebene für eine gewisse Zeit in diejenige der zu Erforschenden überzuwechseln und dies nicht nur in der eigenen Haltung den anderen gegenüber, sondern in der praktischen Interaktion.

Die Infragestellung und Problematisierung der eigenen Identität als (angehende/r) WissenschaftlerIn²⁰ und die damit verbundene Legitimation der eigenen Lebensform konnte weitgehend umgangen werden, indem man diese Ebene zeitweise verliess. Auch für die DorfbewohnerInnen konnte die gemeinsame Arbeit ein Mittel bedeuten, die ungleiche Ausgangsposition von BefragerInnen und Befragten – die sprachliche Form des Aktivs beziehungsweise Passivs deutet bereits auf die 'Machtverteilung' hin – durch ihren eindeutigen Wissensvorsprung und die Arbeitsroutine umzukehren und somit eine Gleichstellung auf gleicher Ebene zu ermöglichen.

Dieser Prozess der Entspannung auf 'neutralem' Gebiet für die ForscherInnen und die Gleichstellung beider Parteien auf einer Ebene liess auf beiden Seiten die Erkenntnis zu, dass die eigentlichen Lebensbereiche des jeweils anderen nicht so klar abgegrenzt waren, wie man sich das ursprünglich vorgestellt hatte. Die StudentInnen waren dem Alltag und der körperlichen Arbeit nicht gänzlich enthoben und die DorfbewohnerInnen empfanden einerseits das Herbstfest ebenfalls nicht als Alltag und hatten andererseits zudem meist selbst, oder jemand in der Familie, Erfahrungen mit Studierenden oder dem Studium. Diese Aufweichung der Grenzen und die zunehmende Annäherung schuf unter Umständen Raum für Gespräche, in welchen sich beide Seiten persönlich engagierten.

Vorteile für die eigene Forschungsarbeit kann der Aufenthalt in einer Gastfamilie auch in der Kontaktvermittlung zu möglichen InterviewpartnerInnen haben. Die GastgeberInnen kennen einerseits die meisten DorfbewohnerInnen und können somit in der Auswahl der InformantInnen beratend zur Seite stehen. Ausserdem bringt eine persönliche Einführung durch einen Dorfbewohner oder eine Dorfbewohnerin bei den neuen Kontaktpersonen bereits eine gewisse Legitimation der Aussenstehenden durch die erwiesene 'Protektion' mit sich.

Gleichzeitig muss man sich trotz der geschilderten Vorteile der persönlichen Einführung bewusst sein, "dass wir bei unseren Untersuchungen nicht das Dorf sehen, so wie es ist, sondern wie es sich im Umgang mit jungen Wissenschaftlern präsentiert". Hieraus lässt sich folgern, dass "die von uns erhobenen Daten die dörfliche Realität vielleicht erschliessen lassen, aber nicht auf alle Fälle mit ihr zusammenfallen".²¹

Verbunden mit dieser Präsentation sind auch Erwartungen der Befragten den BefragerInnen gegenüber, die die Haltung zur eigenen Arbeit beeinflussen. Vorstellungen von Prestige und Legitimation der eigenen politischen Aktivitäten durch eine Zusammenarbeit mit der Universität, von einer kritischen Analyse der Dorfstruktur für die Dynamik der politischen Opposition oder von 'Stein und Wein' als ökonomische Identitätsmarker zur Anerkennung der eigenen Heimatpflege und damit verbunden der Steigerung der Dorfverbundenheit gilt es zu beachten und zu berücksichtigen.

Im Hinblick auf die vorweggenommenen Befürchtungen über die verschiedenen Konflikte und Probleme in Zusammenarbeit mit den DorfbewohnerInnen boten sich die Arbeitsbesprechungen der Universität als Ort des Rückzugs und der Bestätigung der eigenen StudentInnenidentität an. Unsere Erwartungshaltung deckte sich in

gewisser Weise sicherlich mit den Beobachtungen, die Maya Nadig und Mario Erdheim in einer StudentInnengruppe gemacht hatten, die sich auf eine längere Feldforschung vorbereitete: die Gruppe sollte “Geborgenheit, Anerkennung und Liebe bieten”²². Auch bei uns blieben Enttäuschungen nicht aus. Es gab verschiedene Vorstellungen vom Sinn der Übung und anders gelagerte Erkenntnisinteressen. Für die einen sollte die Feldforschung als Situation und Erfahrung geübt werden, wobei nicht primär das sachliche Thema und daraus abgeleitete Thesen, sondern die Methode an sich mit all ihren psychischen Implikationen auf beiden Seiten: der Erforschten und der Erforschenden im Zentrum stand. Die anderen wiederum betrachteten die Übung als das Betreten eines zusätzlichen Forschungswegs, der es ermöglicht, ein konkretes Thema mit der entsprechenden Analyse untersuchen und bearbeiten zu können.

Die verschiedenen Vorstellungen und Erwartungen prägten das Verhalten der jeweiligen Personen untereinander und in den Gruppensitzungen. Ohne dass je klar definiert und formuliert wurde, wer welche Erwartungen und welches Ziel hatte, prallten die unterschiedlichen Ideen aufeinander. Die Konflikte und Aggressionen, die im Feld auf einen zukommen sollten, entstanden unerwartet in der Gruppe selbst. Auch bei Nadig und Erdheim entwickelte sich die Gruppendynamik in diese Richtung: “jeder fühlte sich – wie einst zu Hause – missverstanden, unterschätzt, unterdrückt und überfahren”²³.

Versuche, diese Probleme anzugehen, oder vielmehr zu umgehen, bestanden in der Abgrenzung und Legitimation des eigenen Wissenschaftsverständnisses gegenüber anderen Ansätzen. Nadig und Erdheim formulieren die als Reaktion daraus folgende Konsequenz: “Unter diesem selbstgeschaffenen Legitimationszwang stiegen die Anforderungen der Gruppe an sich selbst immer mehr an, und bald löste die Überforderung Aggressionen aus, die – gemäss einem alten akademischen Brauch – überspielt wurden: Pseudowissenschaftlichkeit und Hochstapelei konnten eingeübt werden.”²⁴ Ebenso versuchte man die wissenschaftliche Vorgehensweise des anderen unter den Vorgaben des eigenen Verständnisses zu entlegitimieren und diskreditieren.

Unter dem Druck der wachsenden eigenen Aggressionen und Konflikte innerhalb der StudentInnengruppe drang einiges davon auch nach aussen in die Gastfamilien. Das Schildern der Problematik und die damit verbundene Erklärung des eigenen Standpunktes schaffte (in meinem Fall) zwischen GastgeberIn und ForcherIn eine Vertrauensbasis, auf der von gleich zu gleich über menschliche und persönliche Probleme diskutiert werden konnte. Die studentische Gruppe erhielt für den einen oder die andere der aussenstehenden DorfbewohnerInnen deutlichere Konturen.

Die Aggressionsverschiebung vom ‘schwierigen Feld’ hinüber in die ‘heimatliche StudentInnengruppe’ löste die anfängliche Angst vor dem persönlichen Kontakt mit den ‘Fremden’, die plötzlich zu ‘Verbündeten’ wurden. Die noch im Kopf fixierten Problemerwartungen und die effektiven Forschungserfahrungen klafften schlussendlich auseinander und dementsprechend gestaltete sich mir die eigentliche Forschungssituation relativ unbeschwert und konfliktfrei.